

“Die erzählte Geschichte ist, was am Ende zählt”: postmoderne Spiegelungen jüdischen Lebens im literarischen Werk Benjamin Steins

Georg Langenhorst

Angaben zur Veröffentlichung / Publication details:

Langenhorst, Georg. 2013. “Die erzählte Geschichte ist, was am Ende zählt’: postmoderne Spiegelungen jüdischen Lebens im literarischen Werk Benjamin Steins.” *Communicatio Socialis* 46 (2): 164–82.

<https://ejournal.communicatio-socialis.de/index.php/cc/article/view/90>.

Nutzungsbedingungen / Terms of use:

CC BY-NC 4.0



Georg Langenhorst

„Die erzählte Geschichte ist, was am Ende zählt“

Postmoderne Spiegelungen jüdischen Lebens
im literarischen Werk Benjamin Steins

Aus der unüberschaubaren Vielfalt der im Jahr 2010 erschienenen Romane ragt ein Buch heraus, das anregt und herausfordert, gerade in literarisch-theologischer Perspektive: Mit „wunderbarer Frische“ werde hier „ein Genre revitalisiert, das es in der deutschsprachigen Literatur der vergangenen 60 Jahre aus naheliegenden Gründen kaum gegeben hat: eine jüdische Diaspora-Literatur, die ihren Witz aus den Neurosen schlägt, die jüdische Identität in einer nichtjüdischen Umwelt hervorbringt“ – so Ijoma Mangold in der „Zeit“. Der Autor „bedient sich der Möglichkeiten dieses Genres beherzt, er hat es aber zugleich radikalisiert, indem er nicht mehr von einer assimilierten jüdischen Lebensform ausgeht, sondern von einer orthodoxgläubigen. Das ist eine entscheidende Gewichtsverschiebung, die dem Buch einen ganz anderen Grad an Gegenwärtigkeit gibt.“¹

Die Rede ist von dem Roman „Die Leinwand“ von Benjamin Stein (geb. 1970), von einem Buch, das in der Tat einen ganz besonderen Platz in der jüngsten deutsch-jüdischen Literatur einnimmt und ganz besondere interkulturelle und interreligiöse Lese- und Lernwege ermöglicht.² Stein ist einer der herausragenden Autoren der so genannten „dritten Generation“ deutsch-jüdischer Schriftsteller nach der Shoah. Unübersehbar hat sich spätestens seit der Jahrhundertwende eine Generation von jüngeren deutschsprachigen jüdischen Autorinnen und Autoren etabliert, die in großer Selbstverständlichkeit gegenwartsbezogene jüdische Lebens- und Glaubenswelten in ihr literarisches Schreiben integriert.

Dieser „Prozess der Sichtbarwerdung der in Deutschland lebenden, sich schriftstellerisch betätigenden Juden“³ führt zu einer neuen

1 Ijoma Mangold: Religion ist kein Wunschkonzert. In: Die Zeit vom 8.4.2010, S. 47.

2 Vgl. dazu ausführlich: Christoph Gellner/Georg Langenhorst: *Blickwinkel öffnen. Interreligiöses Lernen mit literarischen Texten*. Ostfildern 2013.

3 Hanni Mittelmann: Deutsch-jüdische Literatur im Nachkriegsdeutschland: Das Ende der Fremdbestimmung? In: Mark H. Gelber/Jakob Hessing/Robert Jütte (Hg.): *Integration und Ausgrenzung. Studien zur deutsch-jüdischen Literatur- und Kulturgeschichte von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. Tübingen 2009, S. 429-442, hier: S. 429.

Präsenz von „Jüdischkeit“⁴ in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, ohne dass diese Autoren so etwas wie eine Schule bildeten. Sie schreiben je in völliger Eigenständigkeit. Nur wenige herausragende Repräsentanten seien wenigstens benannt: Maxim Biller (geb. 1960), Doron Rabinovici (1961), Vladimir Vertlib (1966) oder Lena Gorelik (1981). Benjamin Stein kommt in diesem Kontext jedoch sowohl hinsichtlich seiner Biographie als auch seines Schreibens ein ganz eigener Platz zu, der nach einem ausführlichen Porträt verlangt. Im Zugang zu Werk und Person des Autors legt sich dabei zunächst ein vermeintlicher Umweg nahe.

Der „Fall Wilkomirski“

Im Jahr 1995 veröffentlichte der zum Suhrkamp Verlag gehörende Jüdische Verlag ein Buch, das sogleich größte Aufmerksamkeit auf sich zog, schnell in neun Sprachen übersetzt und mit international renommierten Literaturpreisen ausgezeichnet wurde. In „Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939–1948“ erzählte der Autor Benjamin Wilkomirski aus autobiographischer Perspektive und in Fragmenten von einer jüdischen Kindheit in der Zeit des Nationalsozialismus. Er erklärt gleich zu Beginn: „Meine frühen Kindheitserinnerungen gründen in erster Linie auf den exakten Bildern meines photographischen Gedächtnisses und den dazu bewahrten Gefühlen.“⁵ Dass es sich um ein auf authentischen Erfahrungen basierendes Buch handelt, stand für die Leseöffentlichkeit fest.

Aufgewachsen in Lettland, habe der Verfasser des Buches schon in frühem Alter die Ermordung eines Mannes mit ansehen müssen, möglicherweise seines Vaters. Dem Kind sei die Flucht geglückt, es habe sich eine Zeit lang zusammen mit seinen Brüdern auf einem Bauernhof in Polen verstecken können, sei dann aber entdeckt worden. Es habe zwei Konzentrationslager erleben und überleben müssen – in späteren mündlichen Erläuterungen nannte Wilkomirski die Namen Majdanek und Auschwitz –, bevor es nach Kriegsende befreit worden sei. Das war jedoch noch nicht das Ende seines kindlichen Martyriums. Über ein Waisenhaus in Krakau habe man den Jungen in die Schweiz gebracht, dort sei er adoptiert und von seiner Pflegemutter immer wieder übel malträtiert worden. Seine Pflegeeltern hätten

4 Vgl.: Andrea Heuser: Vom Anderen zum Gegenüber. „Jüdischkeit“ in der deutschen Gegenwartsliteratur. Köln 2011.

5 Benjamin Wilkomirski: Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939–1948. Frankfurt a.M. 1995, S. 7.

ihm seine wahre Herkunft verschwiegen. Nur mühsam habe er sich durch Tabus und Verschweigungsmauern hindurch später wenigstens Bruchstücke seiner Identität erschließen können. Zur Vernichtung der Kindheit durch die Nationalsozialisten traten also noch erschwerend die Vernichtung der Erinnerung und die Verweigerung des Zugangs zur eigentlichen Identität.

Wilkomirskis eindrückliches, in seiner lakonischen Erzählart schockierendes Buch erreichte sofort ein großes Lesepublikum. Der Autor wurde zu zahllosen Lesungen eingeladen, in denen er seine Erinnerungen um immer wieder neue Details ergänzte und präzisierte. Er trat in mehreren Fernsehsendungen auf und galt als einer der wichtigsten Zeugen jüdischer Vernichtung im Nationalsozialismus. Seine Geschichte ging vor allem deshalb um die Welt, weil man sie für authentisch hielt. Im Nachwort zu diesem Buch hatte der Autor keinen Zweifel an diesem Anspruch gelassen:

„Ich schrieb diese Bruchstücke des Erinnerns, um mich selbst und meine früheste Vergangenheit zu erforschen. [...] Ich habe noch als Kind eine neue Identität erhalten, einen anderen Namen, ein anderes Geburtsdatum, einen anderen Geburtsort. [...] Ich schrieb in der Hoffnung, dass vielleicht Menschen in vergleichbarer Situation auch die nötige Unterstützung und Kraft finden, ihre traumatischen Kindheitserinnerungen endlich in Worte zu fassen und auszusprechen.“⁶

Umso drastischer schlug ein Artikel ein, den die Wochenzeitung „Die Weltwoche“ am 27. August 1998 veröffentlichte. Der schweizerisch-jüdische Autor Daniel Ganzfried (geb. 1958), selbst ein Sohn von Überlebenden der Shoah, Verfasser des 1995 erschienenen Romans „Der Absender“ um die Identitätssuche eines ungarischen Juden, behauptete darin, Benjamin Wilkomirski sei ein Scharlatan. Sein Buch sei von der ersten bis zur letzten Seite freie fiktionale Erfindung. Der Autor sei in Wahrheit 1941 im schweizerischen Biel als Bruno Grossjean und Sohn einer unverheirateten einfachen Arbeiterin geboren worden, habe einige Zeit in einem Waisenhaus verbracht, bevor er von einem wohlhabenden kinderlosen Ehepaar adoptiert worden und unter dem Namen Bruno Dösekker aufgewachsen sei. Er habe eine Ausbildung als Klarinettist abgeschlossen, sei Instrumentenbauer und lebe in der Deutschschweiz. Sein Buch aber sei im Anspruch auf Authentizität eine Fälschung.

6 Ebd., S. 143.

Dieser Beitrag löste heftige internationale Diskussionen aus. Anhänger Wilkomirskis verteidigten ihn zunächst, mussten dann aber nach und nach einsehen, dass Ganzfrieds Anschuldigungen im Kern zutrafen. Ein unparteiischer Zürcher Historiker, Stefan Mächler, legte eine distanzierte Studie vor, die Punkt für Punkt die wesentlichen Enthüllungen Ganzfrieds bestätigte, der seinerseits 2002 unter dem Titel „Die Holocaust-Travestie“ einen – literarisch entfalteten – Rückblick auf seine Erfahrungen im Rahmen dieser Wirren vorlegte⁷. Sein Urteil ist eindeutig: „Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Elemente seiner Geschichte sowohl in sich als auch in ihrem Bezug zur historischen Realität voller Widersprüche sind. Vor allem sind sie unvereinbar mit seiner biographischen Realität.“⁸

Wie konnte es dazu kommen, dass ein Schweizer sich so in eine jüdische Fremdexistenz hineinphantasieren konnte, dass er selbst seine Berichte ganz offensichtlich für authentisch hielt? Zum Anlass wurde offenbar eine Psychotherapie bei dem jüdischen Psychologen Elitsur Bernstein, der folglich im Fahrwasser der Affäre Wilkomirski mit in den Strudel der öffentlichen Diskussion gerissen wurde. Wie funktioniert Erinnerung? Ist sie verlässlich, manipulierbar, austauschbar? Wo endet Einbildung, wo beginnt die bewusste Lüge? Wie bildet sich erinnerte Identität? Kann eine Erinnerung ein eigenes Wahrheitsbewusstsein schaffen, völlig unabhängig von historischer Faktizität? Und wie verbinden sich diese Fragen mit einer spezifisch jüdischen Existenz im 20. und 21. Jahrhundert? – Diese Fragen werden seitdem in literaturwissenschaftlichen wie psychologischen Studien im Blick auf Wilkomirski/Dössekker diskutiert. Und genau diese Fragen sind es auch, die in „Die Leinwand“ aufgenommen werden. Verblüffend, wie genau die Konstellation um Wilkomirski/Dössekker, Daniel Ganzfried und Stefan Mächler aufgenommen wird – und wie völlig eigenständig der Roman sich dennoch präsentiert.

„Die Leinwand“ – Zwei Geschichten, ein Buch

„Die Leinwand“ war eines der meist diskutierten Bücher der literarischen Saison des Jahres 2010, und das in doppelter Hinsicht: einerseits über den Autor Benjamin Stein (geb. 1970) und sein litera-

7 Daniel Ganzfried: Die Holocaust-Travestie. Erzählung. In: Sebastian Hefti (Hg.): ... alias Wilkomirski. Die Holocaust-Travestie: Enthüllung und Dokumentation eines literarischen Skandals. Berlin 2002, S. 17-154.

8 Stefan Mächler: Der Fall Wilkomirski. Über die Wahrheit einer Biographie. Zürich 2000, S. 287.

risches Verfahren der Integration heutiger jüdischer Lebenswelt in die zeitgenössische Erzählwelt, andererseits über die formale Konzeption des Romans. Erzählt werden gleich zwei jeweils in der Ich-Perspektive präsentierte Geschichten: die von Jan Wechsler und die von Amnon Zichroni. Das Buch hat zwei Titelseiten, und so kann man es von beiden Seiten aus lesen. Es gibt kein vorn und hinten, zwei Seitenzählungen (W. und Z.) führen in die Mitte, zwei Erzählfäden werden aufeinander zu in ein dichtes Erinnerungsgewirr gesponnen. Und der Leseindruck wird gewiss davon bestimmt, mit welcher der beiden erzählten Geschichten man die Lektüre beginnt. Als mögliches Vorbild mögen Lehrwerke aus den Talmudschulen gedient haben, die von der einen Seite aus auf Deutsch, von der anderen aus auf Hebräisch zu lesen sind. Und es gibt sogar noch eine dritte Lesemöglichkeit: Man liest das erste Kapitel, dreht danach das Buch um zur Lektüre des Gegenstartkapitels, dann zum zweiten Kapitel der ersten Geschichte und immer so fort. Nur eine Masche, nur ein launischer Trick?

Im Zentrum des Buches stehen die Fragen nach Identität, nach der Zuverlässigkeit und Glaubwürdigkeit von Erinnerung, nach der Möglichkeit des Rollenwechsels – insofern entspricht die ungewöhnliche Form des Buches seinem Thema. Da ist zunächst (mit sprechendem Namen) Jan Wechsler, ein 1965 in Berlin-Friedrichshagen geborener und aufgewachsener, seit 1995 in München als IT-Spezialist, Verleger und Autor lebender orthodoxer Jude, der eines Tages im Jahre 2008 einen Koffer zugestellt bekommt, der ihm zu gehören scheint, an den er sich aber nicht erinnert. Mehr und mehr gerät seine Identität in Frage: Ist er wirklich, wie er und auch seine Frau glauben, in Ostberlin aufgewachsen? Hat er wirklich nach einer zunächst geplanten, dann aber wegen mangelnder Körpergröße zwangsläufig aufgegebenen Sportlerkarriere als 15-Jähriger einen Halt im Judentum gesucht und gefunden? Hat er tatsächlich lange Zeit von einem Lottogewinn in Wohlstand gelebt, sich dann verspekuliert, um nun seine Frau und die zwei Kinder mehr schlecht als recht über die Runden zu bringen?

Als er den Koffer nach langem Zögern öffnet, findet er Gegenstände, die ihm völlig fremd vorkommen: Bücher von einem Autor, der seinen Namen trägt, Zeitungsausschnitte, ein Manuskript, dünne Baumwollhandschuhe, einen Edelstein. Er schreibt an den Verleger jenes Buchautors, der seinen Namen trägt, trifft sich mit ihm, muss aber beschämt und zunehmend verwirrt feststellen, dass dieser ihn genau kennt. Er ist offenbar jener Jan Wechsler, an den er sich nicht zu erinnern scheint. Selbst seine Tochter erkennt ihn auf

einem der alten Zeitungsfotos aus dem Koffer. Er ist ein in „Ramat Gan, Israel“⁹ geborener, jedoch seit 1968 mit seiner Bern-Deutsch sprechenden Mutter in der Schweiz lebender Autor und Journalist mit Schweizer Pass. Vor Jahren hatte er zunächst in einem Artikel, dann im nachgeschobenen und sehr erfolgreichen Buch mit dem Titel „Maskeraden“ einen Skandal um das vermeintlich authentische Erfolgsbuch eines Shoah-Überlebenden aufgedeckt. Nun hat er offenbar seine Identität so stark verändert, dass er selbst an diese andere Identität glaubt. Wie Wechsler, so wird auch den Lesenden diese Identität erst allmählich deutlich. „Die Biographie, an die ich mich heute erinnere, ist die Legende, die ich selbst aufgebaut habe. In meinem ersten Buch habe ich sie als Geschichtenbilderbogen aufgefächert und sie später für mich selbst adoptiert“ (W. 137), so wird ihm klar.

Der Koffer war Jan Wechsler nach einer Israelreise zugestellt worden. Also macht er sich erneut nach Israel auf, um dort das Geheimnis der vertauschten Identität aufzudecken und endgültig Sicherheit zu erhalten über offene Fragen hinsichtlich seiner Biographie, aber auch im Blick auf einige Gegenstände aus dem Koffer, die er keiner seiner beiden Vergangenheitsversionen zuordnen kann. In Israel freilich wird er am Flughafen abgefangen und einem Verhör unterzogen, konfrontiert mit dem Verdacht, bei seiner letzten Israelreise ein zunächst noch unklares Verbrechen begangen zu haben.

Showdown an der Mikwe

In Israel verbinden sich die beiden Erzählfäden. Hierhin zielt auch die zweite Geschichte. In ihrem Zentrum steht Amnon Zichroni. Er wächst als Kind strenggläubiger israelischer Juden in Jerusalem auf, wird jedoch als Jugendlicher wegen seiner starken Neigung zu weltlicher Literatur zu einem „Onkel“ genannten Freund seines Vaters in die Schweiz geschickt. Nach Schulabschluss und Ausbildung an einer Talmudschule in den USA nimmt er an der Yeshiva University in New York das Studium der Medizin auf. Zurück in Zürich lässt er sich als Psychoanalytiker nieder, übernimmt jedoch gleichzeitig eine Stelle am Freiburger „Institut für Parapsychologische Studien und Grenzgebiete der Psychologie“. Denn genau hier – im Bereich der Grenzgebiete der Psychologie – liegt Zichronis besonderes Interesse. Er verfügt über eine besondere Gabe, eine Art sechsten Sinn.

9 Benjamin Stein: Die Leinwand. München 2010, W. 115. Fortan: Beleg mit Seitenzahlen im Text nach dieser Ausgabe.

Durch Berührung kann er Menschen in die tiefste Seele sehen, ihre Erinnerungen real vor Augen haben, ja, unmittelbar miterleben. Mehr und mehr spürt er freilich, dass ihn selbst diese Erfahrungen tief verstören. Er schafft sich ein paar dünne Baumwollhandschuhe an, um die unmittelbare Berührung mit Menschen – und die damit unweigerlich mögliche Übertragung ihrer Erinnerungsbilder auf ihn – zu vermeiden.

In der Schweiz trifft Zichroni auf den Geigenbauer Minsky, der ihm schleppend von den Erinnerungen an seine Kindheit in Konzentrationslagern, von grauenhaften Erfahrungen erzählt. Ohne dass Minsky offiziell sein Klient würde, versuchen sie gemeinsam, die Erinnerungen aufzuarbeiten, Details zu recherchieren, die bedrückende Vergangenheit fassbar zu machen. Zichroni ermuntert Minsky dazu, seine traumatische Kindheit niederzuschreiben. Als Minsky daraus ein Buch machen will, rät der Psychoanalytiker ab. Bei einer vorsichtigen direkten Berührung taucht er in eine Erinnerung seines Gegenübers ein, die Zweifel an der Authentizität des Erzählten aufkommen lassen. Zichroni bleibt unsicher. Als Minsky das Buch dennoch unter dem Titel „Aschentage“ publiziert, erlebt es einen sensationellen Erfolg. Der Autor wird gefeiert, preisgekrönt, wird zur viel beachteten öffentlichen Person.

Hier laufen die Erzählstränge der beiden erzählten Geschichten zusammen. „Aschentage“ ist genau jenes Buch, das Jan Wechsler als Fälschung entlarvt hat, möglicherweise angetrieben von gekränkter Eitelkeit, weil ein von ihm zeitgleich publiziertes Buch fast unbemerkt geblieben war – beide wurden sogar auf einer gemeinsamen Lesung bei der Leipziger Buchmesse 1996 präsentiert, Wechsler besitzt ein Exemplar von Minskys Buch mit der Widmung: „Für Jan Wechsler in Freundschaft“ (W. 99). „Er selbst hatte annehmen müssen, im Rummel um Minsky völlig übersehen worden zu sein“ (Z. 184), räsoniert Amnon Zichroni im Nachhinein.

Das Ergebnis dieser Verwicklungen? Es gab einen großen, internationales Aufsehen erregenden Skandal, der am Ende gleich drei Opfer zurückließ. Gleich drei Identitäten brechen an dieser Erfahrung zusammen: Der Schweizer Journalist Wechsler flüchtete sich in die als Realität eingebildete Fremdbiographie; der für die ‚Fälschung‘ Minskys mitverantwortlich gemachte Psychoanalytiker Zichroni (ver-)zweifelt an seinem sechsten Sinn, verliert seinen guten Ruf und die Stelle am Freiburger Institut, zieht sich verbittert in eine jüdische Siedlung in der Westbank zurück; der viel geschmähte Minsky schottet sich völlig von der Welt ab und lebt zurückgezogen im Vallée de Joux im Schweizer Jura.

Das aber ist noch nicht das Ende der Erzähllinien: Wechsler und Zichroni treffen noch einmal aufeinander, in einem dramatischen, jeweils offen bleibenden Finale. Bei Wechslers rund ein halbes Jahr zurückliegendem letztem Israelbesuch hatte er den Wunsch geäußert, einmal einen Shabbat in einem traditionell-orthodoxen Rahmen in einer der jüdischen Siedlungen in der Westbank zu erleben. Man verweist ihn ausgerechnet und ahnungslos an Zichroni. Wechsler ist sich nicht bewusst, den Psychoanalytiker aus dem Minsky-Fall vor sich zu haben, hatte ja kaum etwas direkt mit ihm zu tun. Zichroni hingegen erkennt den Mann, der sein eigenes Leben und das seines Freundes Minsky zerstört hat, sofort. Brillant wird erzählt, wie unterschiedlich beide die quälend belastende Zeit miteinander erleben und erinnern.

Dann jedoch kommt es zum dramatischen Höhepunkt, zum kriminalistisch zugespitzten Entscheidungskampf: In einer Mikwe, dem rituellen jüdischen Tauchbad, einem Sinnbild für Reinheit und Verwandlung, ereignen sich an zwei verschiedenen Zeitpunkten zentrale Handlungswenden, aber welche? Hat Wechsler dort Zichroni ermordet, ist anschließend in dessen Wohnung eingebrochen und hat von dort einige jener Gegenstände entwendet, die sich dann in seinem Koffer finden? – Darauf deuten einige Hinweise. Oder hat umgekehrt Zichroni versucht, Wechsler in dieser Mikwe zu ertränken und ist danach verschwunden? Wie aber kommen dann die Gegenstände in Wechslers Koffer? Und mehr noch: Als der zuständige Untersuchungsbeamte mit Wechsler sechs Monate später zum Ort des Geschehens zurückkehrt, um den Tathergang zu rekonstruieren: Bricht sich Wechsler da bei einem Sprung in die nun leere Mikwe das Genick? Doch wie ist es möglich, dass Wechsler wie Zichroni nach all diesen – möglichen – Ereignissen später ihre jeweilige Geschichte erzählen können? Diese Fragen bleiben letztlich unbeantwortet.

Literarisch überzeugt vor allem die konsequente Umsetzung der unterschiedlichen Erzählstile: Zichronis Geschichte wird linear erzählt, der Chronologie folgend, in strukturierten und kohärenten Sinnfolgen und klarem, eher nüchternem Ton. Genau das entspricht den Grundzügen seines Persönlichkeitsprofils. Ganz anders bei Wechsler. In seiner Erzählung springen wir Lesende vor und zurück und zur Seite. Flashbacks oder Zooms lassen an Anklänge aus der modernen Filmtechnik denken. Eher mosaikartig erschließt sich allmählich eine Geschichte, die aber letztlich in Vielem unklar bleibt. Entscheidend: Genauso sprunghaft und unsystematisch wie diese Erzählung ist die präsentierte Person. In beiden Fällen entspricht die literarische Präsentation der dargestellten Figur. Und je

nachdem, mit welcher der beiden Geschichten Lesende einsteigen, werden sie einen unterschiedlichen literarischen Stil als Grundton abspeichern.

Ein erstaunlicher, raffiniert und vielfach kunstvoll konstruierter Plot, eine faszinierende literarische Strategie: Die beiden aufeinander zu laufenden Erzählungen klären in ihren Doppelperspektiven tatsächlich viele Fragen, die zunächst in Einzelperspektivität offen bleiben. Beim Lesen der jeweils zweiten Geschichte erkennen die Lesenden zahlreiche Anspielungen, die ohne die zuvor gelesene Geschichte rätselhaft blieben. Auch lösen sich viele Unklarheiten und Rätsel auf. Die zentralen Fragen bleiben jedoch ungeklärt. „Erinnerung aber ist unbeständig, stets bereit, sich zu wandeln“ (Z 7). Die Leser dieses Romans müssen bereit sein für ein verwirrendes postmodernes Spiel um Identität und Vergangenheitsrekonstruktion, werden dafür aber reich belohnt. Ein Roman, ausgezeichnet mit dem Tukan-Preis – jährlich verliehen für die beste belletristische Neuerscheinung eines Münchener Autors –, den man gewiss mindestens zweimal liest!

Der ‚Fall Wilkomirski‘ speist ganz offensichtlich zentrale Grunddaten in den Plot dieses Romans ein. Die Parallelen sind augenfällig: Minsky trägt Züge Wilkomirskis; Zichroni greift die Figur des Psychoanalytikers Elitsur Bernstein auf; Wechsler – die eindeutig am freiesten ausgestaltete Figur – erinnert zumindest an Daniel Ganzfried. Und selbst der reale Historiker Stefan Mächler wird in das Buch hinein genommen, als Transformation taucht in „Die Leinwand“ mit ähnlicher Aufgabe ein „Hans Macht“ als Autor des Buches „Die Akte Minsky“ (W. 86) auf. Sogar die gemeinsame Lesung von Jan Wechsler und Minsky hat eine realistische Grundierung, wie Stein – angefragt auf den ‚Fall Wilkomirski‘ – im Gespräch offen legt: „Ich habe 1996, einige Monate nachdem sein Buch ‚Bruchstücke‘ und auch mein erster Roman erschienen waren, mit ihm auf der Leipziger Buchmesse gelesen. Wir haben uns lange und angeregt unterhalten.“¹⁰

Und dennoch bildet all das letztlich nur den Hintergrund der beiden fiktional entfalteten Lebensgeschichten. Wie funktioniert Erinnerung? Was ist Lüge, was geschönte Version, was Wahrheit, was für wahr erachtete Erfindung? Und wie bildet sich aus diesen Fragmenten Identität? Wie lässt sich – wenn überhaupt – ein mystisch-religiöser Zugang zur Wirklichkeit mit einer naturwissenschaftlich-rationalen Weltsicht vereinbaren? Das sind die Fragen, um die dieser Roman kreist.

10 Eva-Elisabeth Fischer: Die Qual, geschichtslos zu sein. Ein Gespräch mit Benjamin Stein. In: Süddeutsche Zeitung vom 7.12.2010.

Orthodoxes Judentum heute: ein Blick auf den Autor

Ein große Teile der Leseöffentlichkeit verblüffender Zug von „Die Leinwand“ liegt dabei in der Selbstverständlichkeit, mit der eine in der Gegenwart spielende jüdische Geschichte in Deutschland und der Schweiz erzählt wird. Nicht ganz selbstverständlich, denn in der Mitte des Buches findet sich ein seitenlanges „Glossar“ jüdischer Begriffe, die in den Geschichten miterzählt werden. Überhaupt: Ein zentraler Themenstrang ist das Leben heutiger orthodoxer Juden in Deutschland (und der Schweiz). Hier geht es freilich nicht um die Vermittlung mühsam zu lernenden Bildungswissens in Sachen „Judentum heute“, sondern um eine Erzählung, die im Kontext gelebten Judentums spielt. Überraschend vor allem: Benjamin Stein konfrontiert uns mit dem gelebten orthodoxen Judentum mitten in unserer Gesellschaft.

Von da aus legt sich die Frage nach dem Autor nahe, ohne das Buch auf autobiographische Spuren reduzieren zu wollen. Es ist zunächst und vor allem ein großartiger und herausfordernder Roman, also fiktionale Literatur. Gleichwohl ist eine Rückfrage nach der Person des Autors gerade bei einem solchen Buch legitim. Der Autor verwahrte sich lange gegen diese aus seiner Sicht ungebührliche Neugier, gegen dieses „Eindringen des öffentlichen Interesses in die Privatsphäre von Literaten“¹¹, hat jedoch zunehmend erkannt, dass das Interesse der Öffentlichkeit eine gewisse Berechtigung hat. Benjamin Stein betreibt einen interaktiven literarischen Weblog, von dem aus sich ein breites Spektrum unterschiedlichster Textwelten erschließt, darunter ein tabellarischer Lebenslauf und zwei ausführlichere autobiographische Texte¹².

1970 geboren und dann aufgewachsen in Ostberlin wendet sich Benjamin Stein – ein erst mit sechzehn Jahren, dann 1988 offiziell eingetragener, selbst gewählter Name – nach dem 1989 abgelegten Abitur dem Studium der Judaistik und Hebraistik in Berlin zu. Er stammt freilich nicht aus einer jüdischen Familie, lediglich über die Großeltern väterlicherseits gibt es eine (nach orthodoxen Kriterien nicht relevante) Erbinie. Gelebt wurde ein religiöses Judentum in seiner Familie in den beiden Vorgängergenerationen nicht. Im Weblog erklärt er kategorisch gegen anders lautende Charakterisierungen in

11 Benjamin Stein: Der Autor als Seelenstripper vom 3.6.2010. Blogbeitrag auf www.turmsegler.net. Online unter: <http://www.turmsegler.net/?s=Seelenstripper>

12 Ebd., dort auch vom 14. 6 2010: Familiengeschichte. Die Folgenden nichtmarkierten Zitate im Text stammen aus diesen beiden Texten.

den Medien: „Meine Eltern sind nicht jüdisch. Punkt. Das steht außer Zweifel.“ Und weiter: „Wenn es jüdische Vorfahren gab, dann über die Väterlinie, und jeder dieser Männer hätte die Verbindung zur Religion weit von sich gewiesen.“

1991 konvertiert Stein offiziell zum reformierten, 2004 zum orthodoxen Judentum, nach dessen Regeln er bereits lange gelebt hatte, das den ersten Eintritt ins Judentum jedoch nicht anerkannte. Den Begriff Konversion lehnt Benjamin Stein dabei ab, weil es „keine Konfession gab, von der ich hätte konvertieren können oder müssen“. Mit seinem mit sprechendem Namen versehenen Protagonisten Jan Wechsler teilt er die Erfahrung, seine Identitäten ‚wechseln‘ zu müssen. „Den Namen zu wechseln, zunächst als Autor, später auch im gesamten bürgerlichen Leben, kam mir wie eine zwingende Notwendigkeit vor“, erklärt er in dem im Netz veröffentlichten Text „Familiengeschichte“, in dem er weiter ausführt: „Ich wollte mich emanzipieren – von den Toten, vom Exil, von der Staatskarosse und seinem stolzen Insassen. Es ist ebensowenig ein persönliches Verdienst, Nachkomme von ‚Opfern‘ zu sein, wie es eine persönliche Schuld ist, Nachkomme von ‚Tätern‘ zu sein. Ich wollte selbst bestimmen, wer ich sein würde – als Autor, als Mensch. Ich wollte selbst bestimmen. Das kann ein Name allein nicht leisten. Aber er hilft dabei.“

Tief beeindruckt vom Besuch bei einer Familie, die in Zürich ein selbstverständliches orthodoxes Leben praktiziert, sei er ins Nachdenken gekommen. „Als ich zum ersten Mal in meinem Leben über eigene Kinder nachdachte, habe ich mir gewünscht, dass sie mit einem solchen jüdischen Selbstverständnis groß werden sollen“¹³, sagt er in einem Gespräch mit der „Jüdischen Allgemeinen“. Gleich dreimal durfte/musste er seine Frau heiraten, wie er selbst schreibt: „bürgerlich (2001), reformiert (2002) und dann noch einmal orthodox (2004)“. Von 2004 bis 2011 war der zweifache Vater als „Gabbai“, als Vorbeter, in der orthodoxen Synagoge in München tätig. Zehn Jahre lang lebte er mit seiner Familie dort nach den strikten Regeln jüdischer Orthodoxie.

Nach dem Zerbrechen der Familie, nach der Scheidung von seiner Frau und dem Aufgeben der bislang prägenden religiösen Lebenspraxis und dem religiösen Amt befindet sich Benjamin Stein derzeit in einer Phase der suchenden Neuorientierung, die sich auch im lite-

13 „Ich habe mich aus einer großen Leere gerettet.“ Der Schriftsteller Benjamin Stein über seinen Weg zur Orthodoxie, jüdische Tradition und Softwaresysteme. Gespräch mit Philipp Peyman Engel. In: Jüdische Allgemeine vom 24.1.2011. Online abrufbar unter www.juedische-allgemeine.de/article/view/id/9527.

rarischen Werk niederschlägt. Dass Biographie und fiktionale Romanwelt miteinander verbunden sind, zeigt sich etwa in dem für „Die Leinwand“ zur Verfügung gestellten Pressefoto. Es zeigt ihn – seinem damaligen Leben entsprechend – ganz und gar im Stil eines orthodoxen Religionsschülers: mit rasiertem Schädel, überdimensionierter Kippa und bleichem Gesicht.

Von den Grenzen zwischen Realität und Fiktion

Derartige Überlappungen von Biographie und fiktionaler Welt, das Spiel damit, dass „die Grenze zwischen Realität und Fiktion [...] mäandernd inmitten der Sprache verläuft, getarnt, unfassbar – und beweglich“ (W. 14), finden sich auch im Roman selbst. So wird in „Die Leinwand“ Jan Wechslers Debütroman beschrieben als „Bilderbogen wilder Geschichten“, als „Saga zweier Familien“ (W. 78) – mit verblüffenden Übereinstimmungen bis hin zu den Familiennamen Marková und Regensburger in Benjamin Steins eigenem Debütroman.¹⁴ Die Presse stellte „Die Leinwand“ zum Teil als Erstlingswerk seines Autors vor, tatsächlich hatte Stein jedoch bereits 1995 – im selben Jahr zog der Autor von Berlin nach München – einen Roman vorgelegt: „Das Alphabet des Juda Liva“, das zwei Jahre später als Paperback bei DTV erschien und durchaus eine eigene Aufmerksamkeitsgeschichte erfahren hatte.

Das Buch erweist sich als eine phantasmagorisch-ideenüberquellend-skurrile doppelte Familiengeschichte, einerseits gespeist aus Anklängen an die eigene Familiengeschichte des Autors, vor allem aber literarisch versetzt mit Motiven aus Michail Bulgakows Weltroman „Der Meister und Margarita“ – ein Bezug, der gleichfalls in „Die Leinwand“ bewusst bestätigt wird als ein Buch, dass Amnon Zichroni in nur einem Tag „verschlungen hatte“ (Z. 59). Diese Stränge werden verwoben mit kabbalistischer Zahlen-, Buchstaben- und Wortmystik oder jüdischen Erzähltraditionen um den Rabbi Löw und den Golem. „Was ich erzähle, geschieht, nicht umgekehrt“¹⁵, gibt eine der Hauptfiguren den Lesenden als Grundzugang zum Erzählwerk von Benjamin Stein vor. Hier werde „die Phantastik als kulturelles Gedächtnis inszeniert“, um „die gegenwärtige jüdische Kultur mit ihrer

14 Schon 1989 (der Autor ist 19!) war der Teil eines ersten Romanversuchs unter dem Titel „Der Libellenflügel“ in der DDR-Literaturzeitschrift „Temperamente. Blätter für junge Literatur“ erschienen: Bd. 4/1989, S. 59–78.

15 Benjamin Stein: Das Alphabet des Juda Liva. Roman. Zürich 1995, S. 18.

vergessenen und verlorengegangenen kabbalistischen Tradition“¹⁶ zu konfrontieren, so die Germanistin Dorothee Gelhard.

Ein von magischem Surrealismus überquellend gewaltiges, aber erzählerisch letztlich wohl zu gewolltes Debüt, das der Autor hier vorlegte. 15 Jahre später erinnerte sich zunächst kaum jemand an den Erstling, auch deshalb, weil der Autor zwischendurch literarisch nur wenig aufgefallen war. Im Jahr 2008 war ein – kaum beachteter – zweiter Roman erschienen, „Ein anderes Blau“. Nach dem Achtungserfolg des ersten Romans hatte sich Stein zunächst einer Karriere im Computerbereich gewidmet, war technischer Redakteur, Korrespondent und Herausgeber diverser IT-Fachzeitschriften, arbeitet nun seit vielen Jahren hauptberuflich als Freischaffender im Business Consulting Bereich. Nebenberuflich ist er vielfältig im literarischen Betrieb aktiv, unter anderem als Lyriker, Mitherausgeber einer Literaturzeitschrift oder Inhaber des Autorenverlags „Edition Neue Moderne“. Letztlich aber trifft der Grundton der öffentlichen Wahrnehmung zu: Erst mit „Die Leinwand“ betritt Benjamin Stein die breite Öffentlichkeit der Feuilletons, die sein Werk verblüfft-bewundernd wahrnimmt und darin vor allem das Judentum als literarische Gegenwartswelt neu entdeckt.

Dass diese Wahrnehmung im Blick auf den Autor erneut zu kurz greift, wird an Benjamin Steins jüngstem Roman – eher eine Novelle – deutlich, 2012 vorgelegt unter dem Titel „Replay“. Hier spielt das Judentum kaum eine Rolle, auch wenn Ed Rosen, der Protagonist, Jude ist. Als Kind teilte er mit vorherigen Steinschen Protagonisten die Faszination für die Magie von Zeichen, mythischen Bedeutungen von Buchstaben und Zahlen. Womöglich „wäre ich religiös geworden“¹⁷ berichtet der Ich-Erzähler. Angesichts eines in seiner äußereren Erscheinung abschreckenden und vor allem als Drohender auftretenden Bar-Mizwa-Lehrers jedoch verwarf er „diesen Gott ohne Zögern“¹⁸, war er „sofort und für immer für die Sache Gottes verloren“¹⁹.

Erzählt wird in einer Art Fortschreibung von Huxleys „Brave New World“ und George Orwells „1984“ eine Science-Fiction-artige Zukunftsvision: Es gelingt Forschern Chips zu entwickeln, die man

16 Dorothee Gelhard: „Mit dem Gesicht nach vorne gewandt“. Erzählte Tradition in der deutsch-jüdischen Literatur. Wiesbaden 2008, S. 180. Hier zu diesem Roman S. 177–189.

17 Benjamin Stein: *Replay*. Roman. München 2012, S. 12.

18 Ebd., S. 16.

19 Ebd., S. 13.

Menschen implantiert, um so sämtliche ihrer Wahrnehmungen speichern zu können. Alle medial möglichen Informationen und Sinnesindrücke stehen so zu ständiger Wiederholung („Replay“) zur Verfügung. Gleichzeitig wird die Welt, in welcher derartig völlige Transparenz herrscht, zu einem gefährlichen totalitären System, das letztlich nicht, wie angestrebt, Leben vereinfacht, sondern dessen Entfaltung gefährdet. Stein selbst bezeichnet das Buch in einem Gespräch mit der „Süddeutschen Zeitung“ als „Negativ-Utopie darüber, wohin die grenzenlose Kommunikation in der Gesellschaft noch führen kann“²⁰. „Replay“ ist ein aus den bereits absehbaren Möglichkeiten der Computerindustrie weitergezeichneter Science-Fiction-Roman, der die manipulativen Gefahren der Entwicklung im High-Tech-Bereich vor Augen führt.

Spiegelungen gelebten Judentums 1: Amnon Zichroni

Benjamin Steins Bücher sind voll von Verweisen auf jüdische Zahlen- und Sprachmystik, voll von Anspielungen auf Gestalten und Traditionen der jüdischen Geistes- und Ideengeschichte. Spiegelungen des heute real gelebten Judentums finden sich primär in „Die Leinwand“. Während die Amnon Zichroni-Geschichte vor allem die jüdische Lebenswelt im Spannungsfeld von Israel, der Schweiz und den USA miterzählt, nimmt die Jan-Wechsler-Erzählung immer wieder Bezug darauf, wie das gehen kann, heute mitten in der deutschen Gegenwartswelt als orthodoxer Jude zu leben.

Zichroni erzählt von seiner Geburt in „Meah Shearim, Yerushalayim“ (Z. 9), also mitten in jenem traditionsreichen Viertel, in dem die ultraorthodoxen Juden leben, eine Gegend, in die seine Eltern mit ihren nur vier Kindern nicht ganz hineinzugehören scheinen. Umso mehr versuchen sie sich anzupassen. Der Vater betreibt ein Geschäft „an der Hauptstraße des Viertels, in dem er ausschließlich Taleisim anbot“ (Z. 44), Gebetsschals in allen möglichen Varianten. Auch als die Familie nach der Geburt des jüngsten Kindes, des ersten Sohnes, in das nicht ganz so streng religiös geprägte Nachbarviertel Geula umzieht, wird Amnon „ins Cheder in unserer früheren Nachbarschaft“ geschickt, „wo ich lesen und die Arten und Abfolgen der Opfer im alten Tempel lernte“ (Z. 11). Ihm war, wie seinem Vater, eine Existenz als observanter orthodoxer Jude in Jerusalem zugedacht. Mit fünfzehn fällt ihm dann jedoch der Schlüssel zu einem stets verschlossenen

20 Vgl.: Eva-Elisabeth Fischer: Die Qual, geschichtslos zu sein. a.a.O.

Zimmer in die Hand, in dem er auf – streng verbotene – weltliche Literatur stößt. Vor allem Oscar Wildes „Bildnis des Dorian Gray“ fasziniert ihn.

Er liest es in der Tora-Schule, wird erwischt – ein Skandal! – und muss die Schule verlassen. Sein Vater, einst selbst fasziniert von diesen Lektüren, dann aber entschlossen zu einem Leben als orthodoxer Jude in Jerusalem, schickt den Sohn zu einem Freund in Zürich, der Amnon an Sohnes statt annimmt. Auch fortan verbleibt Amnon jedoch in einer geschlossenen jüdisch-orthodoxen Lebenswelt, nun freilich in einem nichtjüdischen Kontext. Zunächst besucht er die „jüdische Jungen-Schule Beis Sefer Le-Bonim“ (Z 31), dann in den USA eine jüdische „Highschool und weiterführende Jeschiwa modernen Zuschnitts in Pekesville, Baltimore“ (Z. 35). Dort lernt er über einen Freund, Eli Rothstein, in vielen gemeinsamen Stunden des Talmudstudiums die vielschichtigen Traditionen der jüdischen Mystik kennen, wird aber von ihm auch mit der Bedeutung der Mikwen vertraut gemacht, jener jüdischen Tauchbäder, die „die Kraft besitzen, jegliche Spuren von Zerstörung, insbesondere Spuren des Todes, zu absorbieren wie ein Filter, der destruktive Energien bindet und neutralisiert, ja sogar umwandelt in etwas Konstruktives“ (Z. 71). Eli selbst schreibt dem Besuch einer Mikwe nahe Jerusalems – die später zum Ort der Schluss-Szene beider Erzählungen wird – die Heilung von einer schulmedizinisch als unheilbar erklärten Krankheit zu.

Aus der Zeit Zichronis nach Studium und Ausbildung, als er in Zürich als Psychoanalytiker lebt, wird nur wenig erzählt. Als sein Schweizer Ziehvater stirbt, hält sich Zichroni an die jüdischen Trauerbräuche. „Jeden Morgen und jeden Abend ging ich in die Synagoge, um für meinen Onkel Kaddisch zu sagen. In meinen Gebeten aber stritt ich mit dem Ewigen.“ (Z. 150) Von einem wirklichen Gottzweifel ist freilich nicht die Rede. Liebenswert erzählt wirkt eine Passage über die Vorgabe, dass man an Pessach keinerlei „Chometz“, also gesäuerte Nahrungsmittel oder ihre Grundlagen, besitzen durfte. Was aber macht man dann mit solchen Besitztümern, zu denen etwa auch Whiskey zählt? Man behilft sich mit einem so simplen wie effektiven Trick: „Am Morgen vor Erew Pessach erhielt der Rabbiner eine schriftliche Vollmacht“ die entsprechenden, sorgsam beiseite geschafften Güter „an einen Nichtjuden zu verkaufen“. Und das tat er dann auch: „Ganze Geschäfte, Lagerhallen und sogar Wertpapiere von Weizen-Optionen wechselten jedes Jahr vor dem Fest für einen symbolischen Fixbetrag den Besitzer.“ Wozu? Nun, am „Tag nach Pessach [...] kaufte der Rabbiner wieder alles zurück, und man war automatisch wieder im Besitz all der Dinge, die man zuvor hatte loswerden müssen“ (Z. 158). Eine

kleine Nachhilfestunde für Nichtkundige darüber, wie man als religiös observanter Jude in einer modernen Gesellschaft leben kann ...

Nach der Aufdeckung des Skandals, nach dem Entzug der Approbation in Europa, zieht sich Amnon Zichroni zurück. „Ich habe in Israel ein kleines Haus mit Grundstück gekauft. Es steht in Ofra, einer Siedlung nordöstlich von Yerushalayim, inmitten der West Bank, umgeben von Mauern, hohen Zäunen und arabischen Ortschaften.“ (Z. 187) Hier lebt er der unerwarteten Wiederbegegnung mit Jan Wechsler entgegen, die seinem Leben jene letztlich rätselhaft bleibende Wendung geben wird. In Amnon Zichroni tritt uns insgesamt der Lebenslauf einer kosmopolitisch orientierten jüdischen Existenz entgegen, der von Israel ausgeht, nach Israel zurückführt und auf Zwischenstationen in der Schweiz und den USA weitgehend in einer geschlossenen binnenjüdischen Welt verbleibt.

Spiegelungen gelebten Judentums 2: Jan Wechsler

Ganz anders die jüdische Welt Jan Wechslers. Sie zerfällt in zwei Bereiche: In die Jugenderinnerungen, von denen wir am Ende wissen, dass es sich um geborgte, fremde, nicht wirklich erlebte Erinnerungen handelt, und in Beschreibungen seiner Münchner Lebenswelt der Gegenwart. In beide Ebenen fließen Elemente autobiographischer Erinnerungen des Autors Benjamin Stein ein, ganz und gar verwandelt in literarische Fiktion. Wie lebt man heute als orthodoxer Jude in München? „Will man hierzulande Schabbes halten, muss man sich eine Trutzburg bauen“ (W. 8), in die man sich zur Einhaltung der Vorschriften und Bräuche zurückziehen müsse, erklärt Wechsler. Schon die Wohnungssuche muss zuallererst nach dem Kriterium erfolgen „in Laufnähe zur Synagoge“ zu liegen, denn „was nicht zu Fuß erreichbar ist, bleibt am Schabbes außer Reichweite“ (W. 37). Dass ein solches Leben aber sehr wohl möglich ist, dass man sich einrichten kann, wird in „Die Leinwand“ sehr deutlich.

Aber wie erinnert sich Jan Wechsler an seine Jugend in Berlin? Mit 16 habe er sich dem Judentum angenähert, erzählt Wechsler in der erfundenen oder – so eine Möglichkeit: von seinem Verleger ausgeliehenen – Erinnerung. Als Jugendlicher habe er „begonnen, die Existenz Gottes für möglich zu halten“ (W. 110). Er führt uns in die Welt des Judentums in Ostberlin vor der ‚Wende‘. „Jüdisch zu sein war im Kleinen Land“ – so seine Bezeichnung für die DDR – „eine Variante des ultimativen Andersseins“, weshalb er seine Wendung zum Judentum auch lange geheim zu halten versuchte. „Meinen ersten Freitagabendgottesdienst habe ich in der Synagoge in der Rykestraße erlebt“

(W. 128), erzählt Wechsler. Doch wer traute sich dorthin in die Gruppe der so Andersartigen? „Eigenwillig war die Gemeinschaft“ (ebd.) und voller Misstrauen ihm, dem Neuling, gegenüber. Von den 300 Mitgliedern, so wird ihm zumindest im Nachhinein klar, waren viele Stasi-Mitarbeiter, deshalb war das Misstrauen untereinander – erst recht Novizen gegenüber – groß: „Es verging über ein Jahr, bis ich Bekanntschaften schloss, noch länger, bis ich Freunde fand.“ (W. 129)

Nur langsam erschließt er sich die hebräische Sprache und die Traditionen des Kults. Was zeichnete die jüdische Gemeinschaft aus? „Die einzige Verbindung zu dem, was uns hätte ausmachen können, waren die alten Gebete und die Überreste einer Tradition, von der die meisten von uns kaum etwas wussten. Es herrschte das Gefühl, bei sich selbst in der Fremde zu sein“ (ebd.). Erst nach seinem Umzug nach München fand Wechsler seinen Angaben zufolge eine Heimat in der Welt des Judentums. Faszinierend zu lesen, wie er in die Welt des orthodoxen Judentums hineinwuchs, gerade angesichts der ironischen Brechung durch die Erzählperspektive, dass diese Erinnerung sich als eine geborgte und erfundene herausstellt.

Zum grundlegenden Lehrer wurde ihm dabei der „Maschgiach“ der Gemeinde, der Aufseher über die koscheren Küchen und Metzgereien. Zwei Jahre lang konnte er bei ihm, „Ariel“, alles Wichtige erfahren: „Was ich über Torah, Talmud und die Kabbala weiß, habe ich von ihm gelernt.“ (W. 141f.) Von ihm lernte er die „Brachot“ (W. 144), die Segenssprüche, mit ihm verbrachte er die „Schabbes-Nachmittage“ (W. 143). Von ihm erfährt er den Sinn des Tragens einer Kippa, schließlich „spricht man keinen Segen aus mit unbedecktem Kopf“. Und folglich gewöhnt er sich das Tragen an: „Also setzte ich eines Tages die Kippa nicht mehr ab, wenn ich auf die Straße ging“ (W. 146). Ariel schenkt ihm die ersten Tefillin, die Gebetsriemen, und zeigt ihm, wie man sie sich anlegt. Dann ist alles dafür bereit, mit einem Tauchbad in der Mikwe die offizielle Bestätigung der Zugehörigkeit zum Judentum zu erlangen. Nüchtern-real im Kontext einer heutigen deutschen jüdischen Gemeinde wird eine Tevila erzählt, das rituelle Bad durch vollständiges Untertauchen in einer Mikwe:

„Die Mikwe befand sich im Keller neben dem Raum mit den Heizungskesseln. Es war schwül dort, und es roch muffig. Der Raum war in schwaches gelbes Licht getaucht. Ein Geländer aus Stahl führte um das Becken herum. Ich hatte ein Handtuch dabei und die Tefillin, die Ariel mir geschenkt hatte. Ich deponierte alles im Vorraum, der mit Gerümpel vollgestellt war, auf einem ausrangierten, abgewetzten Stuhl. Dann zog ich mich aus. Ariel hatte mir die Prozedur erklärt. Wenn jemand wie ich zum Ewigen zurückkehre, sei das Un-

tertauchen in der Mikwe, als stünde man mit den Vorfätern am Berg Sinai, als sie die Torah empfingen. Nichts würde mehr gelten von dem, was gewesen war. Aus dem Wasser steige man auf als ein neuer Mensch. Als wir in den Monaten zuvor die Gesetze studiert hatten, die sich mit Konversionen befassten, war Ariel noch einmal auf die Ansichten (...) zur Seelenwanderung zu sprechen gekommen. Tritt ein Fremder ein in den Bund, erhält er mit der Tevila einen neuen Namen. Er erhält auch neue Vater- und Mutternamen. Das Band der Generationen wird zerschnitten und ein neues geknüpft. Den Namen zu wechseln, ändert das Schicksal, die Zukunft und die Vergangenheit. Die Weisen waren der Ansicht, dass nicht nur bei der Geburt eine auf die Rückkehr in die Welt wartende Seele in einen neuen Körper übergehen kann, sondern auch während der Tevila eines Konvertiten. In gewisser Weise, meinte Ariel, gelte dies auch für einen, der zum Ewigen heimkehrt“ (W. 147f.).

Identitätswechsel, Namenswechsel, Wechsel von Erinnerung und Vergangenheit – im Motiv der Tevila bündeln sich die Grundmotive des Romans. Kaum überraschend, dass das Motiv der Mikwe in beiden Erzählsträngen eine wichtige Rolle spielt. Und kaum überraschend, dass Jan Wechsler auch schon vor der Erkenntnis, mit dem vermeintlich anderen Jan Wechsler identisch zu sein, dieses Motivbündel selbst auffällt: „Ich habe Erfahrung darin, ein Leben für ein anderes aufzugeben“, sinniert er. „In diesem Punkt trifft sich die Geschichte von Wechsler mit meinen Erinnerungen“ (W. 149). Man kann hinzufügen: In diesem Punkt trifft sich auch die Biographie des Autors Benjamin Stein – auch dies ja ein selbst zugelegter Namen – mit den Erfahrungen seiner literarischen Figuren.

„Leinwand“ als Grundmetapher

Die Geschichte Jan Wechslers ist die Geschichte eines Aufklärers, der die vermeintliche Autobiographie eines anderen als Fälschung entlarvt, sich danach aber selbst in eine Scheinbiographie flüchtet und diese eben so sehr für real hält, wie dies sein vorheriges ‚Opfer‘ getan hatte. Für ihn gilt, was im Roman selbst als Erklärung für den gewählten Titel eingespielt wird. Denn warum trägt der Roman den Titel „Die Leinwand“? Es geht um die unlösbare Verschmelzung aus Erinnerung und Konstruktion, die so stark sein kann, dass sie die tatsächlichen Realitäten „überlagern und verdrängen“²¹ kann.

21 Gregor Keuschnig: Benjamin Stein. Die Leinwand. In: www.begleitschreiben.net vom 5.2.2010. Online abrufbar unter: <http://www.begleitschreiben.net/benjamin-stein-die-leinwand/>

Erinnerung? Von Minsky, dem Erfinder falscher Erinnerungen, wird erzählt, sein Leben sei ihm „wie eine Leinwand“ vorgekommen, „wie ein überdimensionales verfälschtes Gemälde“, das ihm die selbstgestellte Aufgabe aufkostroyerte: „Er trug die Farben ab, um die Grundierung freizulegen, die fünf ersten Jahre seines Lebens, die grob übermalt worden waren“ (Z. 176). Jan Wechsler seinerseits schildert wie folgt die plötzlich sekundenschnell aufblitzende Erinnerung an seine Mutter: „Die Erinnerung kam wie ein Flash: Worte aus einem Lautsprecher, inszenierte und auf eine Leinwand projizierte Bilder – wie ein Film“ (W. 102).

Und Konstruktion? Man solle – so der Psychiater Amnon Zichroni – den Menschen „die Palette und den Pinsel“ in die Hand geben, „mit dem sie auf der Leinwand ihrer Erinnerungen neue Akzente“ setzen könnten. Dabei könnte „man selbst ganz zur Leinwand werden, zu einer Projektionsfläche“, auf der „mögliche Gegenentwürfe“ skizziert und „neue Möglichkeiten“ (Z. 152) erprobt werden.

Erinnerung und Konstruktion sind letztlich nur zwei Facetten, zwei unterschiedliche Spielarten der Phantasie. Fasziniert hatte der junge Amnon Zichroni das Titelbild auf Oscar Wildes „Bildnis des Dorian Gray“ betrachtet, das den jungen Dandy zeigt, vor der Leinwand eines Bildes sitzend, neben sich eine Staffelei. Was hat er gemalt, wird er malen? Die folgende Ausführung führt doppeldeutig mitten hinein in das Schreibprinzip Benjamin Steins: Da sitzt also ein Maler, der sein Antlitz, seine Identität selbst gestalten darf. „Doch er malte nicht. Er betrachtete vielmehr ein leichtes schwarzes Tuch, mit dem das Gemälde auf der Staffelei verhüllt war, so dass es der Phantasie des Betrachters überlassen blieb, Vermutungen darüber anzustellen, was auf der Leinwand dahinter dargestellt sein mochte“ (Z. 15). Enthüllung und Verhüllung, Schilderung und Verschweigen halten sich die Waage. Die „Leinwand“ zeigt kein eindeutiges Bild, muss selbst phantasievoll bebildert werden. „Die erzählte Geschichte ist, was am Ende zählt“ (W. 178).